

Stefan Moster

DANKESREDE ZUR VERLEIHUNG DES HELMUT-M.-BRAEM-PREISES 2022

Wolfenbüttel, 25.6.2022

Im Sommer 2008 saß ich mit zweihundert anderen Menschen in einer finnischen Schulturnhalle und blickte vom meinem Platz in der ersten Reihe auf eine Sprossenwand, an der ein Tau befestigt war. Die Vorstellung begann damit, dass ein Schauspieler hereinkam, das Tau ergriff, es sich über die Schulter legte und sich dann so hineinstemmete, dass es aussah, als ziehe er etwas von großem Gewicht. Er blickte in die Ferne, weit aus der Schulturnhalle hinaus, und fing an zu sprechen. Was er sagte, fing so an:

Die Spur eines Schrittes im Schnee. Eine zweite Spur, Fußspur um Fußspur, zurückgelassen in langer Reihe, in fadengerader Linie weit auf die offene Fläche hinaus ins endlose Dunkel. Schritt für Schritt die Spur des schweren Menschenfußes im Schnee, ein Schritt links und ein Schritt rechts, beiderseits daneben der Schnitt der Schlittenkufe, scharf gezogen in den werstweit unberührten Schnee auf der Eisdecke.

Das alte bebende Bein setzt einen neuen Schritt und fügt den alten Spuren im Schnee eine neue hinzu, setzt zitternd noch einen zweiten Schritt, einen dritten und vierten sogar, auch den fünften noch, gebeugt schleppt die verschlissene Schulter den Schlitten am Seil, und die Last des Schlittens rückt in gleicher Trägheit voran auf den Kufen im tiefen Schnee.

Das Tau und Körperhaltung hätten genügt, um die Vorstellung eines Menschen, der eine Last zieht, zu wecken. In Verbindung mit der Sprache aber wurde das Bild spürbare Wirklichkeit. Der alte Mann, der einen mit Wacholderzweigen beladenen Schlitten über das zugefrorene Schärenmeer zog, um später daraus Zapfen zu schnitzen, die beim Bau von Schiffen und Booten die Spanten zusammenhalten, war mehr als der Protagonist einer einzelnen Erzählung, sonst hätte der Verfasser seinen Duktus nicht vom ersten Satz an mit einer solchen Intensität aufgeladen. Hier ging es um den Menschen an sich. Ecce homo. Diese Sprache meinte es ernst. Sie setzte alle Mittel ein, um ihrem Gegenstand gerecht zu werden, war sich der Bedeutung von Rhythmus und Klang bewusst und wagte sich dabei auch an das Pathos heran, das man nicht scheuen darf, wenn man Existenzielles zu sagen hat.

Zugleich besaß diese Sprache einen Ton, der aufmerken und dahinter einen eigenwilligen Geist vermuten ließ.

Was ich damals in der Schulturnhalle aus dem Mund des Schauspielers hörte, war Volter Kilpis Erzählung „Der Wanderer auf dem Eis“. Sie stammt aus dem zweiten Teil einer Trilogie, die Kilpi über seine Heimatregion in den finnischen Schären geschrieben hat, und dessen ersten Teil der Roman *Alastalon salissa (Im Saal von Alastalo)* bildet.

Natürlich sprach der Schauspieler den Text auf Finnisch. Was ich gerade der Verständlichkeit halber vorlas, stammt aus meiner deutschen Fassung, die man in dem Büchlein *Der Wanderer auf dem Eis* nachlesen kann. Aber ich erwähne das Ganze nicht deshalb, weil ich Reklame für dieses wunderbare kleine Buch machen möchte, sondern weil damit die Geschichte meiner Übersetzung von Volter Kilpis großem Roman *Im Saal von Alastalo* beginnt, ohne die ich den Helmut-M.-Braem-Preis nie bekommen hätte. Sie beginnt damit, dass ich Volter Kilpis Sprache in ihrer Klangfülle höre und merke, wie sie mich anspricht. Zwar verstehe ich nicht jedes Wort aus dem Mund des Schauspielers am Tau, aber mir wird klar, dass ich Kilpis Ausdrucksweise in einem umfassenden, vielleicht könnte man sogar sagen: tiefen Sinne verstehe. Und da ich als Übersetzer aus dem Finnischen in der Schulturnhalle von Kustavi sitze und weiß, dass Kilpis Werke nicht ins Deutsche übersetzt worden sind, erwächst der Erfahrung, eine individuelle literarische Ausdrucksform besonders wertzuschätzen und zu verstehen, wie von selbst die Inspiration, mich als Übersetzer in den Dienst dieser Ausdrucksform zu stellen.

Das Außergewöhnliche an dieser Inspiration: Sie kam mir wie eine moralische Verpflichtung vor.

Ich wusste von keiner Kollegin, die Anstalten machte, sich Volter Kilpis Werken zu widmen. Kilpi schrieb Weltliteratur, die außerhalb Finnlands kein Mensch kannte. Wollte man also im Sinne von Goethes Begriff der Weltliteratur handeln, hieß das: Kilpi übersetzen.

„Du musst das machen!“, sagte jemand zu mir. Und dieser Jemand war Kilpi selbst.

Ich sagte nicht nein, aber mir war klar, dass ich der Aufgabe noch nicht gerecht werden konnte. Zum damaligen Zeitpunkt hatte ich 15 Jahre Erfahrung als Übersetzer aus dem Finnischen. Ich wusste, das war zu wenig. Und wenn man weiß, dass man etwas nicht kann, darf man es nicht tun. Es brauchte noch zehn Jahre und circa vierzig Bücher, bis ich das Gefühl hatte, mit dem nötigen Rüstzeug ausgestattet zu sein.

Dies sage ich nicht in der Absicht, an einer Heldenlegende zu stricken, sondern weil ich es für ein zentrales Thema für Menschen halte, die Literatur übersetzen, dass sie das Bewusstsein für sich selbst, für die eigenen Stärken und Defizite nicht verlieren. Dass sie sich

im Klaren darüber sind, wie sie handeln, vor welchem Hintergrund und unter welchen Voraussetzungen.

Volter Kilpi, der selbst Goethes Werther und ein paar Sachen mehr ins Finnische übersetzt hatte, wünschte sich zeit seines Lebens sehr, übersetzt zu werden, wenn auch zunächst einmal ins Schwedische. Er hoffte, ein Erfolg in Schweden würde seinem Roman, der sich leider nicht besonders gut verkauft hatte, auch in der Heimat zu einem Aufschwung verhelfen. In dem finnlandschwedischen Lyriker und Prosaisten Elmer Diktionius fand er rasch einen Mann mit literarischen Fähigkeiten, der sich bereit erklärte, das Mammutwerk in Angriff zu nehmen – allerdings unter der Bedingung, vorab und in monatlichen Tranchen bezahlt zu werden. Kilpi zahlte, und zwar aus eigener Tasche, denn er machte sich Hoffnungen. Leider erwies sich Diktionius als einer, der mehr Schriftsteller und Bohemien als Übersetzer war. Er strich den Vorschuss ein, lieferte aber nicht mehr als zehn von tausend Seiten, mit denen Kilpi dann nicht einmal zufrieden war.

Man wird verstehen, dass die Kenntnis dieser Geschichte meine moralische Verpflichtung nicht gerade schwächte.

Zwar hatte Thomas Wharburton den Ruf unserer Zunft gerettet, indem er das Werk in den 90er Jahren ins Schwedische übersetzte, aber es war danach keine andere Fassung in irgendeine Sprache gefolgt. Ein Engländer namens David Barrett wollte sich heranwagen, gab aber ebenfalls nach etwa zehn Seiten auf und begründete dies wie folgt:

*Reluctantly (I really have tried) I have been driven to conclude that Alastalon salissa is untranslatable, except perhaps by a fanatical Volter Kilpi enthusiast who is prepared to devote a lifetime to it. To mention only one of the difficulties, there is no English equivalent to the style of the Finnish 'proverbs' (real or imaginary) with which the main character Alastalo's thoughts are so thickly larded. Add to this the richness and, yes, eccentricity, of Kilpi's vocabulary, and the unfamiliarity of much of the subject-matter, centred as it is on the interests of a sea going community that hardly exists any longer, even on the islands, and you have a text that is full of pitfalls for the translator. As for the humour, I'm sorry to say that it depends so much on the idiom and presentation that it doesn't come over at all. If I did any more, I'm afraid it would just have to be a laborious paraphrase, and I don't think I'm capable of making it effective, or even readable, in English.*

Mir sind diese Aussagen erst begegnet, als ich die Arbeit bereits aufgenommen hatte. Sie machten mich nicht nervös, obwohl ich bereits enorm mit Kilpis Text kämpfte. Barretts Sätze hielten mir vor Augen, wie anders ich den Prozess des Übersetzens verstand. Ehrlich gesagt begriff ich nicht, wie ein literarischer Übersetzer sich so äußern konnte. Allein die

Überhöhung, die in der Behauptung bestand, man müsse dem Werk sein ganzes Leben widmen, um ihm gerecht zu werden, ist mir fremd.

Wer übersetzt, muss sich, wie gesagt, im Klaren darüber sein, wozu er fähig ist und wozu nicht. Insofern ist es eine gute Sache, dass Barrett das Buch nicht übersetzt hat, aber seine Argumente halte ich für zweifelhaft. Zwar glaube ich sofort, dass sich die Idiomatik des Englischen von der des Finnischen unterscheidet, aber mit Sicherheit lässt sich in beiden Sprachen gleichermaßen farbenreich formulieren. Kilpis Sprache mag etwas Exzentrisches an sich haben und verfügt mit Sicherheit über einen großen Reichtum, aber die englische Sprache ist voller Synonyme und die Geschichte der englischsprachigen Literatur voller exzentrischer Schriftsteller:innen, die schreiben und geschrieben haben, wie es ihnen passt und passte. Und die Tatsache, dass ein Motivkreis unbekannt ist und ein Roman von einer Gemeinschaft erzählt, die es als solche nicht mehr gibt, stellt keinen Grund dar, ein Buch nicht zu übersetzen, sondern spricht – im Gegenteil – unbedingt *für* dessen Übersetzung. Schließlich geht es beim Übersetzen auch darum, das Unbekannte zu vermitteln und den Menschen die Gelegenheit zu geben, andere Kulturen kennenzulernen. Und was den Humor betrifft: Den findet man in allen Ländern. Überall auf der Welt wird geweint und gelacht.

Ich glaube schon, dass es unübersetzbare Texte gibt, aber das sind sehr, sehr wenige mit ganz spezifischen Eigenschaften, beispielsweise einzelne Werke der konkreten Poesie.

Ansonsten finde ich das Faszinierende am Übersetzen ja gerade, dass es funktioniert.

Ich möchte noch einen letzten Aspekt ansprechen, weil er mich ebenso fasziniert und weil er bei der Übersetzung eines Klassikers besonders zu Buche schlägt.

Bei aller Objektivierbarkeit der Eigenschaften eines literarischen Werkes, bei allem Wissen darum, wie ich als Übersetzer auf diese Eigenschaften reagieren muss, um ihnen gerecht zu werden, nähere ich mich dem Werk doch zwangsläufig mit einem individuellen Ansatz, denn Ich, mit meinem Hintergrund, mit meiner Erfahrung, meiner Sprache, meinem Herzen und meinem Kopf übersetze dieses Werk. Ich und niemand sonst.

Dieser unumgehbare Umstand führt zu einem Thema, dessen Überschrift lauten könnte: Transhistorische Gültigkeit eines Klassikers versus zeitgebundene Individualität einer Übersetzung.

Volkstümlich und persönlich gesprochen: Mir ist der Gedanke nach wie vor etwas unheimlich, dass Volter Kilpis Roman, den ich für ein Werk von bleibendem Wert halte, ausgerechnet durch mich hindurchgegangen ist, um im Deutschen seine Bedeutung zu entfalten.

Vorige Woche schickte mir eine Freundin ein Foto der aktuellen Seite des Arche Literaturkalenders. Zu sehen war ein Foto von Volter Kilpi vor einem Bücherregal, versehen mit Informationen zum Autor. Daneben ein Zitat aus seinem Werk. Ich las es und dachte: Schöne Stelle. Schon ein guter Autor, dieser Kilpi.

Erst als ich Stunden später meiner Frau das Foto der Kalenderseite zeigte, kapierte ich, dass die betreffende Textstelle ja aus meiner Übersetzung stammte. Daraufhin las ich sie noch einmal und fand sie immer noch gut. Vermutlich war das der Moment, in dem ich mich bereit fühlte, den Helmut-M.-Braem-Preis anzunehmen.

Vor allem aber ist es ein Moment, der ein Licht auf ein erstaunliches Phänomen wirft: Im Zusammenspiel von Werk und Übersetzer:in kann etwas entstehen, was ohne dieses Zusammenspiel nicht entstehen könnte.

Volter Kilpi verfüge über einen Wortschatz shakespeareschen Ausmaßes, hat die Neue Zürcher Zeitung über *Im Saal von Alastalo* geschrieben. Ich verfüge über diesen gewiss nicht. Für die Dauer der Übersetzung von Kilpis Roman verfügte ich aber offenbar doch darüber. Und für die Dauer der Übersetzung wurde mir Kilpis Stil zu eigen, als wäre das genau so vorgesehen.

Das ist die Magie der Übersetzung.

Wenn etwas Wahres und Schönes gesagt wird, ist das immer ein Grund für gute Stimmung. Das ist in diesem Saal hier nicht anders als im Saal von Alastalo im Roman.

***/Zitat aus Im Saal von Alastalo: Anfang Kapitel 9, S. 453-Ende erster Absatz auf S. 454/***

Liebe Kolleginnen und Kollegen, ich hätte nie gedacht, dass man als Übersetzer aus dem Finnischen einen so bedeutenden Preis bekommen kann. Unwillkürlich fragt man sich, ob dabei alles mit rechten Dingen zugegangen ist. Ich freue mich trotzdem darüber, wenn auch nicht völlig zügellos, weil ich natürlich weiß, dass es auch andere preiswürdige Übersetzungen gegeben hätte.

Ich bin Volter Kilpi dankbar, dass er mich beauftragt hat, seinen außergewöhnlichen Roman ins Deutsche zu bringen.

Ich bin dem mareverlag dankbar, dass er das verlegerische Wagnis eingegangen ist, den Tausendseiter eines vollkommen unbekanntem Autors herauszugeben und dabei auch noch von Anfang bis Ende mit Begeisterung bei der Sache gewesen ist.

Ich danke meiner Lektorin Angela Volknant für ihren Beistand und ihren Einsatz für ein Projekt, das starke Nerven, belastbares Durchhaltevermögen und viel Geduld verlangt hat.

Ich danke Manuela Reichardt für die Schamesröte, die sie mir mit ihrer Laudation ins Gesicht getrieben hat, vor allem aber, weil sie so schön das Besondere an Kilpis Roman hervorgehoben hat.

Ich danke dem Freundeskreis, und ich danke der Jury, dass sie mich als Preisträger ausgewählt hat.

Diesen Preis weiß ich schon deshalb besonders zu schätzen, weil er von Menschen vergeben wird, die sich mit Übersetzungen auskennen.

Herzlichen Dank!